

Der Kampf mit dem Drachen

Von Adele Jelinek

Nein, es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, bei seiner beschriebenen, unromantischen Frau an so große Worte zu denken oder sie gar in Verbindung zu bringen mit jenen bunten Gestalten des alten Figurenbildes aus der Kindheit, das einst sein Vahenberg so in Schwung zu verfehen vermochte. Welche Beziehung sollte auch sein zwischen dem jungen Geldes des Wildes, der das schwarzschuppige Ungeheuer bezwungen hatte, und dem dürftigen Gestaltchen seiner Frau? Sie sah so zerbrechlich aus mit ihren schmalen Hüften und den sinkt hinwinkenden Beiwungen; und der etwas müde Blick in ihrem verhungerten Gesichtchen sprach von ganz anderen Feinden als der kühne, trotzige des jungen Kriegers.

Und dennoch — wenn sie manchmal etwas besonders Schwieriges geschafft hatte, wenn sich plötzlich ein unvorhergesehenes Hindernis auftat und es ihr gelang, darüber hinwegzukommen — dann konnte über ihr Gesicht ein so scharfer Zug der Entspannung, der Gelöstheit gehen, der irgendwie entfernt an jenes alte Figurenbild seiner Kindheit erinnerte.

Sie selber dachte gewiß nicht an Heldentum dabei, sie nahm es als eine ungeheure simple, alltägliche Angelegenheit, dieses Kriegsführen um jeden Groschen, diesen jähren Stellungskrieg, dessen Einsatz bald ein Stückchen Fett, ein paar Kartoffeln, Brot und Mehl war. Da aber jeder Kampf Spannung mit sich brachte, so war sie viel weniger unglücklich als er — es war ihr Tagewerk, dem sie sich ganz hingab und das trotz allem nicht ganz ohne Befriedigung für sie war. Er war in dieser Hinsicht viel schlimmer daran. Wenn er ihr die paar Schilling Unterhüsungsgelder hinlegte, so war damit seine Aufgabe getan und es begann die ihre.

Er war nicht immer voll Mut, Verzweiflung und Ekel. Manchmal beobachtete er voll Interesse die verwickelte Strategie, die sie anwendete, manchmal war er selber von Spannung ergriffen, wie sie sich in einer unvorhergesehenen Situation aus der Patzche half.

Dienstag war Auszahlung, Dienstag brachte er ihr das Geld; er zählte es ihr auf den Tisch auf: 16 Schilling Notstandsunterstützung. Davon sollten sie leben acht Tage lang, sollte Jins gezahlt werden, Gas, Vieh, sollte Seife gekauft werden, Wäsche gewaschen, auch ein Schuh einmal geflickt — und vor allem, sie sollten davon leben.

Warum es ihr nie so ging wie ihm, daß sie die Fäuste ballte, mit den Nähen knirschte, die schmierigen Noten auf den Boden warf und darauf herumtrampelte? Nein, sie hatte recht, man hob sie ja doch wieder auf und glättete sie. Sie tat das alles nicht, sie machte sich über das Geld her mit diesem unsäglichen Ernst, sie nahm den Kampf auf. Wie sie die Noten nahm mit ihren schmalen Fingern, sie faltete und schon im Geiß Ueberschau hielt, wie sie die arbeitsamen kleinen Truppen ausfendend würde gegen die übermächtigen Feinde!

Drei Schilling wurden davon sofort weggelegt für den Jins. Sie kamen in eine abgegriffene Brieftasche und wurden in die Wäschekisten gelegt. Dann wurde ein Kilogramm Mehl und etwas Fett gekauft. Blieben anderthalb Schilling für den Tag. Aber diese anderthalb Schilling waren sozusagen kein Reinertrag, sie durften nicht aufgefressen werden. Denn dahinter bargen sich noch so ernste, gewichtige Mächte wie Gas und Licht.

Lange fragte er sie, warum seine Frau es damit nicht so hielt wie beim Jins, daß sie einfach die Beträge gleich abstrich und beiseite legte. Das war eben auch die Kunst ihrer Strategie. Erstens waren diese Beträge schwankend und man konnte sich immerhin der Illusion hingeben, daß sie diesmal, gerade diesmal, kleiner wären als sonst.

Aber sie ging viel raffinierter zu Werke. Es war so herrlich, sich vorzustellen, daß man die ganzen anderthalb Schilling veressen durfte. Man sah eine Freiheit vor sich, man durfte ihr nachgeben. Es war denn viel leichter, etwas von dieser Freiheit freiwillig preiszugeben. Es sah dann wie von ungefähr aus, so nebensächlich, beinahe unwirklich.

Seine Frau besaß in ihrem Rückenlasten allerhand Nippischelfen. Da war eine kleine Gießkanne aus Porzellan und ein Gläschen in Form eines kleinen Maßkruges. In die Gießkanne wurden jeden Tag zehn oder zwanzig Groschen geworfen: das war für die Gasrechnung. In den kleinen Maßkrug kamen hin und wieder einige Groschen für das Licht. Es sah so harmlos aus, so gar nicht wie eine große Aktion, wenn man von diesen anderthalb runden Schillingen ein oder zwei Nickelstücke wegstaß. Sie redete immer davon, sie hätten anderthalb Schilling im Tag zu verzeffen. Und ganz unter der Hand, ganz zu verzeffen. Und ganz unter der Hand, ganz heimlich staß sie etwas davon weg. Und das tat dann nicht mehr so weh, denn es geschah ohne große Entschlüsse, ohne große Ueberwindungen, so rasch, wie man mit den Augen blinzelt.

Gegen dieses System ließ sich nichts einwenden. Es war nur peinlich, daß an diesem komischen Kännchen und Krügelchen ein unsichtbares Siegel zu hängen schien, ein Tabu, daß man sich ihnen nicht mit profanen Absichten nähern durfte.

Es kamen doch Tage, wo nicht einmal mehr ein Groschen in ihrer schäßigen Gelbbörse war. Es war meist der Tag, der der Auszahlung seiner Unterstützung vorherging. Dann lockte seine Frau irgendeine Ersatzsuppe, die für den ganzen Tag reichen mußte, die aber nicht sättigte, wenn kein Brot mehr im Hause war. Dann hatte er den ganzen Tag rechtschaffen Hunger, suchte über diese ganze Wirtschaft, war zu müde zum Weggehen und rällete den ganzen Tag im Bett herum. Sie aber war doppelt gequält wegen seines Hungers (von ihrem sprach sie nie) und jammete immer wieder: „Es tut mir so leid, aber ich hab' keinen Groschen mehr!“

Dann war es komisch, daß gerade in diesem Augenblick in ihnen beiden die Vision von dem kuriosen Gießkännchen und diebäuhlichen Maßkrügelchen emporstieg, die voll waren mit klappernden Münzen, die für ihre augenblicklichen Verhältnisse einen kleinen Reichtum in sich schlossen. Es war doch so naheliegend, sich zwei Nickelstücke von dieser ihrer kleinen Kamillenbank auszuborgen, um einen Viertellaib Brot zu kaufen; man konnte sie ja am nächsten Tag, wenn er seine Unterstützung brachte, wieder zurücklegen. Er hatte auch einmal eine Andeutung in dieser Hinsicht gemacht, da war sie flammend auf ihn losgefahren: Was er sich denn vorstelle! Das gehe nicht! Wenn man es einmal tut, mache man es immer! Es gäbe immer etwas, das man notwendig brauche!

Sie besaß noch andere „Systeme“. Das eine bestand darin, daß sie, wenn sie morgens länger liegenblieben, um sich warm zu halten und das Frühstück zu sparen, mit ihm lange Pläne machte, wie sie den Tag mit seinem Hunger berechnen würden. In der Frühe, wenn sie ausgeschlafen war, da war sie immer großzügiger, denn da sah sie alles heller und leichter. Sie werde Blutwürste kaufen und Sauerkraut, da hätten sie mittags und abends zu essen; dafür bestame er kein Frühstück und keine Zause. Er war zufrieden und sie phantasierte weiter. Die Kinder träumten sie vom Essen, während sie in den Betten lagen, erzählten sich, was sie damals und damals gegessen hatten, wie das und das schmeckte und was sie sich kaufen würden, wenn er wieder einen Verdienst heimbrächte.

Als er aber mittags von der Vermittlung heimkam, da schmorte keine Blutwurst und kein Sauerkraut in der Pfanne, sondern er roch intensiven Zwiebelgeruch. Und seine Frau kam ihm verlegen entgegen und bat ihn, er solle nicht böse sein. Aber die Blutwürste und das Kraut kosten pounds so viel, die Gulajskartoffel aber nicht einmal den vierten Teil; sie erspare also einen Schilling. Und Ende der Woche komme der Wochtag, er wisse doch, da brauche sie Seife, Waschmittel und Kohlen.

Und da lächelte er, denn er wußte, morgen würde wieder etwas anderes „kommen“, das die Hand auf sein armeliges Traumgerüst legen würde.

Biel schredlicher war es, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes eintrat: zum Beispiel die Schuhe durch waren oder irgendeine notwendige Reparatur gemacht werden mußte.

Seine Frau stand zwar auch solchen Katastrophen nicht völlig unvorbereitet gegenüber. Da blieb manchmal ein kleiner Rest in der Gas- oder Lichtkassa. Dieser Rest wurde nicht etwa verpaßt, wie er anfangs naiverweise gehofft hatte, sondern er kam in eine geheime Reservelkassa.

Wenn dann eine solche Katastrophe eintrat, wenn seine Socken durchgetreten waren, oder die elektrische Birne zerplatzte, oder der Winterrod auszulösen war, dann war es unerträglich, zu sehen, wie zwei schmale, verarbeitete Hände ein Schächelchen aus der Tiefe

des Wäschkastens herborgruben, wie sie den Inhalt auf der Tischplatte ausschüttelten und zählten und rechneten.

Und in solchen Augenblicken war es — wenn das Wunder geschah, daß die Summe stimmte —, daß jener Zug von Gelöstheit, von tiefer innerer Entspannung über ihr kleines, schmales Gesicht ging, der es so erbarungswürdig und so heilig machte...

Einmal aber, als sie sich und ihn die ganze Woche nur mit Suppen gefüttert hatte, da hielt er es nicht mehr länger aus. Hinter ihrem Rücken brach er in die Gastlaffe ein, raubte sie aus und brachte von unten die herrlichsten Dinge: Butter und Käse, Wurst und Fleisch. Ihr Augen wurden so groß und strahlend wie die Augen von Kindern vor dem Weihnachts-

tisch, als sie ihn mit den Schätzen kommen sah. „Woher hast du das Geld?“ fragte sie glücklich. Er brühte sie auf einen Stuhl nieder: „Queer essen! befehl er. Und er fütterte sie mit den besten Dingen. Nachher gestand er ihr, woher er das Geld hatte.

O er vergaß es niemals. Ihre Augen öffneten sich groß und starr, ihr Gesicht wurde ganz blass, sie stürzte zu dem Schrank, schüttele und rüttelte an dem kleinen komischen Gießkännchen, als müßte sich doch noch ein Funken Leben darin zeigen. Dann warf sie sich über den Tisch und weinte...

Er tat es niemals wieder. Er war ihr Gefolgsmann und sie war der junge Held, der hinausritt mit verhängten Jügeln ins Grauen...

Romantik

Von Heinz Ludwig

„Romantik?“ sagte der behäbige Rynheer de Bries. „Und ob es das noch gibt! Sehen Sie sich einmal dieses kleine Armband einer Eingeborenenfrau gut an. Das hat eine Geschichte, die Sie von Ihrem Skeptizismus gründlich heilen wird, meine Herren!“

De Bries warf das einfache Kupferarmband triumphierend auf den Tisch der „Palace“-Terrasse in Bombay, um den die drei Herren, Rynheer de Bries, Colonel Grant und O'Brady von „Daily Dispatch“, in ihren besaunenen Rohrfauteuils vor den eisgefühlten Drinks saßen.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „dieses Armband habe ich einem armen Teufel, einem einarmigen Bettler namens Uruti in Delhi abgekauft. Er wollte sich erst nicht davon trennen und deshalb war es auch nicht gerade billig. Aber dafür hat er mir seine Geschichte erzählt und da wollte ich es unbedingt als Andenken besitzen...

Und wenn ich sie Ihnen jetzt erzähle, mein lieber O'Brady, werden vielleicht sogar Sie einsehen, daß die Welt doch nicht nur aus Zeitungspapier und Dollars besteht:

Uruti also, lebte zufrieden in seinem Kampong. Er besaß ein Stückchen Land, dessen Ertragnis ihn und seine alte Mutter zur Not ernähren konnte. Aber dann sah er eines Tages im Nachbarlampong das Mädchen Nami und wußte, daß er sie zur Frau bekommen müsse.

Zwei Jahre mußte Uruti sich bei einem Pflanzler verbinden, ehe er die Geschenke für die Eltern Namis und das Nötigste für seinen künftigen armliehen Hausstand bekommen hatte. Zwei Jahre lebte Uruti von einer Sandvoll Feldfrucht täglich und schuftete ärger als der ärmste Hafentuli. Dann hatte er die Summe zusammengebracht.

Uruti hatte lange genug gewartet, deshalb bestellte er für den Tag, an dem sein Dienstkontrakt ablief, seine Nachbarn zum Hochzeitsmahl.

Nach der Sitte seiner Kaste mußte die Braut tief verschleiert von den Eltern herbeigebracht werden, wenn alle Geladenen versammelt waren. Und tatsächlich tauchten im richtigen Moment die beiden Alten auf. Aber die waren allein und fast irrsinnig vor Furcht und Entsetzen...

Wald mußte Uruti die ganze, furchtbare Wahrheit: Auf dem kurzen Weg vom Nachbarlampong waren die Drei auf einen riesigen Tiger gestoßen. Im allgemeinen gehen diese dem Menschen aus dem Wege, dieser aber schien einer der alten, einsiedlerischen „Menschenfreßer“ gewesen zu sein, die jede Furcht vor dem Menschen abgestreift haben und die von den Eingeborenen gefürchtet werden wie die Pest.

Nami hatte ihre Kindespflicht getan. Sie hatte sich schüßend vor ihre Eltern geworfen, die schreiend entflohen...

In fliegender Hast bewaffneten sich die Männer und stürzten in das Dickungel, Uruti allen weit voran. Aber der „men-eater“ hat ganze Arbeit geleistet: Von Nami findet sich nichts mehr, als ein paar Fetzen ihrer Hochzeitskleider...

Uruti hatte sich wie ein Zerter, jede Vorsicht außer acht lassend, ins Dickungel gestürzt. Tagelang verfolgte er die Fährte des Antlers, dann verlor sie sich auf einem steinigem Hochplateau.

Als Uruti in seinen Kampong zurückkehrte, war er ein anderer geworden, still und ver-

Bienengift heilt Rheumatismus

Die Farm der künstlichen Bienenstiche

Wie anderstwo Silberfische, Alligatoren oder auch Schnecken, so werden in der Nähe von Ulm Bienen in einer Farm gehalten. Wie anderstwo Kühe und Ziegen, so werden bei Ulm Bienen gemolken. Die Bienen von Ulm produzieren zwar auch Honig, aber der Honig ist zur Nebenfrage geworden, und die Hauptsache ist das Bienengift, ein sehr kostbares Medikament, das die in ihren Ursachen unbekannteste Krankheit, den Rheumatismus, heilt, und das von den Ulmer Bienen geliefert wird.

Jeder, der von einer Biene gestochen worden ist, kennt die üblen Folgen des Stiches. Rheumatiker kennen aber auch angenehme Folgen: ihre Beschwerden verschwinden oder werden gemildert, und diejenigen Menschen, die den Bienenstich erfahrungsgemäß am meisten ausgekostet sind, die Zinker, werden niemals an Rheumatikern. Deshalb gilt der Bienenstich als altbewährtes Volksheilmittel, nur daß sich eine Verbreiterung der Bienenstichtherapie bisher erhebliche Schranken entgegenstellten. Es ist sehr unangenehm, sich auch nur einmal stechen zu lassen; der Stich tut weh, und mit einem einzigen Stich ist es leider niemals getan. Man versuchte, das Bienengift in Salben herzustellen, um es durch Massage in die Haut einzureiben und so das Gift in den Blutkreislauf kommen zu lassen. Leider versagte auch das, denn die Haut nimmt Bienengift nicht an, — bis man auf den Gedanken kam, eine Mischung aus leicht in die Haut eingehenden Fetten, Bienengift und scharfstannigen Kristallen herzustellen und die Haut der Rheumatikerkranken damit einzureiben. Die Kristalle, mikroskopisch klein, verwundeten die Haut; durch die winzigen Wunden drang das Bienengift in den Körper ein, und der Ertrag des echten und schmerzhaften Bienenstiches durch eine weitläufig bequemere Form der Giftanwendung war gefunden.

Jetzt kam es darauf an, das heilende Gift in großen Mengen herzustellen. Jahrzehntlang hatte man geglaubt, daß das Bienengift der Ameisensäure verwandt oder sogar mit ihr identisch sei; erst in der jüngsten Zeit hat man erkannt, daß das Kröpfchen, das die Bienen durch ihren Stachel ausspritzen, chemische Verwandtschaft mit dem Schlangengift aufweist; dennoch ist die synthetische Herstellung des chemisch sehr komplizierten Stoffes bisher noch nicht einwandfrei gelungen. Infolgedessen mußte man auf die natürlichen Lieferanten zurückgreifen, auf die Bienen, und da die Zinker sich nicht dazu bereithalten wollten, neben dem Honig und Wachs auch noch das Bienengift zu ernten, mußte eben eine Bienenfarm geschaffen werden; die bei Ulm ist nicht die einzige auf

der Welt, denn in den USA gibt es noch mehrere Bienenfarmen.

Außerlich unterscheidet sich die Ulmer Bienenfarm kaum von anderen betriebl. geschaffenen Ansammlungen von Bienensöckern. 600 Bienenkörbe, beböhrt von je 60.000 Bienen, stehen in der Nähe einer windgeschützten Waldwiese zwischen obstrichen Gärten. Im Frühjahr reißt man diesen Bienen eine besondere „Reizstoff“, damit sie eine möglichst große Anzahl von Arbeitsbienen hervorbringen und die Arbeitsbienen sind es, die man unter anstrengenden und höchst umständlichen Mühen melkt.

Einige Duzend „Giftmelkerinnen“ sind ständig damit beschäftigt, mit Pinzetten in die Bienenstöcke zu greifen und eine Biene nach der anderen herauszuholen. Durch diese Behandlung wird die herausgegriffene Arbeitsbiene äußerst gereizt; die „Melkerin“ kann sie nicht stechen, denn die ist geschützt. Wie man aber Giftschlängen eine Schüssel vorhält, in die sie beißen, wobei das Gift in die Schüssel hineinfließt, so nehmen die „Melkerinnen“ Bogen von präpariertem Papier, halten die Biene dagegen, und diese sticht wütend in das Papier hinein. Ihren Stachel und ihr Leben büßt sie damit nicht ein; das Papier ist aber giftig geworden und wenn 200 Bienen hineingestoßen haben, ist es „gesättigt“, kommt in das Laboratorium und wird entgiftet.

Jede Biene liefert nur 20 bis 25 Milligramm Gift; selbst wenn 20 Mädchen pro Tag je 6000 Bienen melken, was als Maximum gilt, so sind die Mengen immer noch nicht erheblich. Dazu ist das Gift leicht verderblich; es wird daher mit konservierender Salzsäure und Fetten zusammengebracht, bildet so eine Salbe, die Salbe wird in Tuben gefüllt und gebrauchsfertig an die Ärzte geliefert, die die künstlichen Bienenstiche aus Tuben liefern. Und seit es Rheumatismus gibt, ist er noch niemals schneller und mit weniger Beschwerden gelindert worden als mit der Salbe, die aus Bienengift besteht. M. Ep.

Wissen Sie schon?

... wie der Salzbedelfstein heißt, der die Farbe des Meeres hat? — Aquamarin (ein blaugrüner Korund).

... was ein Palimpsest ist? — Ein Pergament, das zweimal übereinander beschrieben ist.

... was der Tropenkoller ist? — Eine leichte Geistesstörung, durch den Aufenthalt in den Tropen hervorgerufen.

... was die Quintessenz ist? — Der Kern einer Sache (lat. quinta essentia).

Die roten Wohltäter der Menschheit

Max Winter, Hollywood

bittert tat er seine Arbeit wie eine lästige Pflicht, bis zu dem Tage, an dem seine Mutter starb und er von jeder Verpflichtung frei geworden war. Dann aber litt es ihn nicht länger im Kampfe. In diesem Tage nahm Uruti sein schweres, scharfgeschliffenes Eingeborenenmesser und verlor sich im Dschungel. . .

Uruti wurde der berühmteste unter den eingeborenen Jägerjägern Indiens. Nur mit seinem riesigen Messer bewaffnet warf er sich den Bestien entgegen. Er wollte Raube, etwage Raube für Kami. . .

Eines Tages stieß er auf einen riesigen, wilden Einzelgänger. Der Kampf war furchtbar, doch endlich hatte Uruti gesiegt und aus vielen Wunden blutend tat er, was er jedem seiner besiegten Feinde getan hatte: Er riß der riesigen Bestie das Fell vom Leibe, und dann den gewaltigen Körper dann in irrer Wut in kleine Teile zu zerstückeln.

Und damals fand Uruti im Magen des „Menschenfressers“ das Armband, das Kami getragen hatte, als sie zur Hochzeit ging. . .

Uruti hatte endlich seine Raube vollendet. Aber die Wunden, die ihm der Tiger beigebracht hatte, waren zu schwer; er verlor den einen Arm. Seither ist Uruti Bettler vor der Moschee in Delhi. Manchmal erzählt er seine tragische Geschichte und dieses Armband hat er mir für einen hohen Betrag als Andenken verkauft, um seiner Kami ein Mal errichten zu können. . .

Mynheer de Vries hatte seine Erzählung beendet und sogar O'Braddy schwieg eine Weile nachdenklich. Colonel Grant war schon bei den letzten Worten von de Vries' Geschichte aufgestanden.

Nach ein paar Minuten kam er wieder und hielt ein kleines Paletchen in der Hand.

„Gabe ich Ihnen schon erzählt, Mynheer de Vries,“ fragte er, „daß ich auch ein Jahr in Delhi stationiert war? Nun, den guten Uruti kenne ich recht gut und“ — er warf das kleine Paletchen auf den Tisch — „hier haben Sie noch ein Armband der seligen Kami. . .“

Oberst Clifford von den Sikhs hat mir einmal gesagt: „Die indischen Eingeborenen teilen sich in notorische Gauner und solche, von denen man es nicht absolut sicher weiß. . .“

Nun, Ihr Uruti ist nach Ansicht gewiegter Fachleute wohl das Musterbeispiel der ersten Gruppe. — Tigerjäger war er nie, dafür aber wahrscheinlich der faulste Eingeborenenbiener, der die Europäer Delhis je zu Lohschuch-anfällen angetagt hat. Und seinen Arm hat er auch bei einer Gelegenheit verloren, die etwas weniger romantisch war als die, die er selbst zum besten gibt:

Da war er neulich eines Nachts schwer vollgeladen zu seiner Frau Kami, mit der er jetzt übrigens seit immerhin dreißig Jahren verheiratet ist, nach Hause gekommen, worauf diese ihn in ihrem gerechten Zorn energisch mit einer rasch gefundenen Latte zu bearbeiten begann. Unglücklicherweise hatte sich in der Latte ein rostiger Nagel befunden und ein paar Tage darauf mußte man dem armen Teufel den einen Arm abnehmen.

Die Sache mit dem „men-eater“ ist nur für romantische und zahlungskräftige Touristen reserviert.

Und was endlich das Armband betrifft, ist es etwa 5 Cents wert. Aber im Duzend, wie Uruti sie kauft, dürften diese Art Andenken ja noch etwas billiger sein. . .

**Jeder Parteilgenosse
liest das Parteiblatt**

Von den ersten Eroberern Amerikas soll hier die Rede sein, von denen, die, über die Wehringstraße kommend, über die weiten Eisfelder Sibiriens und Alaskas, Nahrung suchend, immer weiter nach dem Süden vordrangen, um Jahrtausende vor der ägyptischen eine zweite Zivilisation zu entwickeln und zu einer Blüte zu bringen, deren Schönheit und Größe erst die jüngere amerikanische Forschung der Menschheit offenbart.

Das Southwest Museum in Los Angeles ist erst zwanzig Jahre alt. Gerade als die Völker Europas aufeinander losschlugen und sich die tiefen, noch lange nicht verheilten Wunden des Weltkrieges schlugen, August 1914, wurde das Gebäude, ein hüfner Turmbau auf dem Gipfel eines Hügels, seiner Bestimmung übergeben, aber erst seit 1923 ist auch der 90 Meter lange Tunnel fertig, von dem ein 30 Meter hoher Lift zur Höhe des Museums führt. Alles das war möglich, und das Zusammentragen der großen Schätze auch, weil der amerikanische Patriotismus immer wieder Bürger hervorbringt, die mit tausend Freuden ihre Schätze und ihr Geld wissenschaftlichen Zwecken widmen. So kamen die 150,000 Dollar zusammen, die für den Bau nötig waren und die Sammelgegenstände flogen dem Museum nur so zu. Ganze Sammlungen, ganze Bibliotheken, Bilder, Custos einer solchen Einrichtung zu sein, ist die reine Freude.

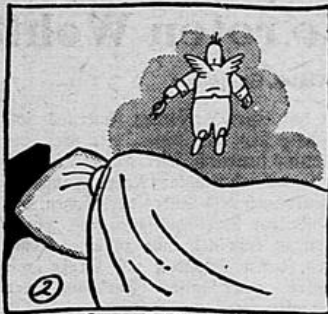
Der silberhaarige Herr sitzt am Sonntag Nachmittag an seinem Pult. Da kommt ein Vater mit seinen zwei Jungens zu dem Tisch und holt aus einer großen Pappschachtel allerlei Dinge heraus, die der Junge während seiner Ferien an der kalifornischen Küste gefunden, gesammelt hat. Ein Stück fiel dem elfjährigen auf, ein Beilmesser, dessen sich die indianischen Holschnitzer bedient hatten. Es war zwar gespalten, aber beide Keile lagen nebeneinander und dann suchte er weiter und fand einen bearbeiteten Stein, auch in drei Stücke gebrochen, der die Form eines flachen Broktaubs hatte, dann Rutschwerkzeuge und alle diese Schätze breitet er nun vor dem alten Forscher aus und der erklärt dem Jungen jedes Stück, führt ihn zu Vitrinen, um ihm ähnliches zu zeigen und trägt dann seinen Namen und seine Geschenke in das Spenderbuch ein. Beglückt weiß der Junge, daß er mit diesem Museum sein ganzes Leben lang verbunden bleiben wird, daß es ihm im besten Sinne des Wortes Heimatmuseum ist. Und mit ihm beglückt ist auch sein Vater.

So wächst in einem jungfräulichen Land, das Californien noch immer ist, eine Sammlung und hat man seine zwei, drei Stunden in den Räumen zugebracht, dann ist man so vollgejogen von der großen Kultur, die die rothäutigen Pioniere der Menschheit erobert haben, in zähem Kampfe mit allen Naturgewalten und Erfahrung um Erfahrung sammelnd, bis ihnen endlich heute die wissenschaftliche Anerkennung der Menschheit wird, daß fünf Siebentel des landwirtschaftlichen Reichtums der Welt von heute von den amerikanischen Indianern kommt. Durch Jahrtausende kultivierten sie aus Wildkorn immer höhere Formen und die in Felstufen angelegten Gärten von Perus-Indianern überrufen nach dem Zeugnis der amerikanischen Forscher die hängenden Gärten Babels. Eine eigene Vitrine in der Ausstellung zeigt alle diese Früchte und diese Zusammenstellung macht den zierlichen Auspruch mehr als glaubhaft. Mais, verschiedene Bohnen-

arten, Cacao, Erdnüsse, Kaugummi, das Farbeholz, das als brasilianisches Holz später nach Europa gebracht wurde, den Hornvader als Syrup heute noch in ganz Amerika sehr beliebt, Faserntgewächse für Zwirn, das alles danken wir den Peruanern. Sie entdeckten die Cochineille als Färbemittel, die dann später auf der kanarischen Insel Teneriffa auf dem Opuntien gezüchtet und industriell verarbeitet wurde, bis die Alininfärberei diese Farbengebinning verdrängte. Die Peruvianer gebrauchten aber auch Kautschuk, Indigo, Cassaparilla, Wurzeln, die Saffran- und die Chinarinde, Copal, die Peruanische (Kassianin) Wurzeln, die Baumwolle, die Kartoffeln, die süßen Kartoffeln, Tomaten, Kürbisse und Melonen (Cucurbitaceae), die Flaschen Kürbisse, Tapioca und endlich den Tabak, den sie so lange in ihre Friedenspfeife steckten, bis die spanischen Eroberer sie unterjocht hatten.

Die Landwirtschaft ist die Mutter aller Künste, denn sie bedingt Schaffkraft. Bei den Nomadenstämmen der indianischen Rasse, die hinter den weidenden Büffelherden einherzogen, die als Räuber Raubjäger überzogen, entwickelte sich an Künsten nur das leicht mitzuführende und die Herstellung von Waffen. Sie flochten Körbe, brachten es nur zu sehr primitiver Töpferei. Körbe lassen sich leicht mitnehmen und sie zerbrechen nicht. Die Schöpfen sind die Töpfe und sie bringen es darin zu hoher Kunst. Die Weberei ist beiden eigen. Der Stroh muß auch als Kopf dienen. Naturbeobachtung läßt sie die Wurzeln und Fasern und Kuten finden, die so dicht aneinander zu fügen sind, daß sie wasserdichte Körbe flechten können. Die Wurzeln sind von verschiedener Farbe. Das zeigt ihren Schönheitsinn. Die Körbe erhalten Ornamente. Im Museum ist ein Stroh zu sehen, in den das Ornament einer Klapperpflanze geflochten ist, ein wahres Meisterwerk, als Flechtwerk auf gleich hoher Stufe wie die aus weihem Federnholz gefertigte Spielerei. Sie ist mit Elfenbein, Perlmutter und Perlen eingelegt. Eine ganz erlebte Kunstschöpfung! Sie stammt von den Haidaindianern, die auf den Königin Charlotte-Inseln lebten. Und diese prunkvollen Gewänder! Der Kopfschmuck, die Köcher, die Molassins, die Galaschmuck dieser Barfußvölker, der Galtschmuck der Frauen, das alles entwickelt sich auch bei den Nomaden. So ein Siouxhäuptling in seinem Feistschmuck ist nicht ohne. Die höchste Stufe der Weberei erreichen die Navaho in Nordarizona und in Neumexiko. Sie benutzen heute noch dieselben Webstühle, wie sie die Pueblo schon vor tausend Jahren hatten, aber ihre künstlerischer Geschmack hat sich seither hochentwickelt. In der Ausstellung in San Diego, die schon das zweite Jahr gezeigt wird, ist übrigens ein in einem Grab gefundener antiker Menschenschädel zu sehen, dem die Ärzte jener Zeit — tausende Jahre zurück — operativ aufgemacht hatten, wahrscheinlich um einen Gehirntumor zu entfernen. Der Schädel wurde mit dem Verbandzeug gefunden. Und dieses kommt unserem Verbandgaze gleich.

So wandelt man in dieser einzigartigen Schau durch viele Jahrtausende der Entwicklung menschlicher Zivilisation und mit immer größerer Teilnahme für die rothäutigen Pioniere der Menschheit, sieht, wie die friedlichen Stämme die Keinen Künste, aber auch die Baukunst, die Kunst des Ackerbaus mit künstlicher Bewässerung



Copyright P. L. B. Sax & Copenhagen



Adamson widersteht dem Klang der Weckuhr, nicht aber...

ferung, die Goldschmiedekunst, die ärztliche Kunst und Wissenschaft zu hoher Blüte treiben konnten, indes die kriegerischen Stämme wie etwa die Azteken alle Instinkte der Grausamkeit entwickelten, die auf hohen Altären von dem Hohepriester Jungfrauen schlachten ließen, deren Leiber, nachdem das Blut über Altarstufen geflossen war, in einen Weiher geworfen wurden. Dieser liefert den Forschern von heute die Beweis. 1519 unterwarfen die Spanier dieses Volk und ein gelotischer Glaube seiher ließ alle Bücher über die Majareligion und die Wissenschaft der Majas, die vorher schon von den Azteken unterworfen worden waren, sammeln und verbrennen. Damit gingen unschätzbare Werte verloren, Zeugnisse einer verkunten Welt, deren vieltausend-jähriger Arbeit wir, die Menschen von heute, die Kartoffel danken, den Mais, die Bohnen, den Kautschuk und den Tabak. (Auch die Friedensspeise.) Wir haben von den roten Wohl-tätigern der Menschheit nur nicht auch gelernt, wie man die Friedensspeise raucht. Auch das wird kommen bei fortschreitender Zivilisation der weißen Erobererrasse, die auch heute noch im Götzendienst ihrer Bahnbrecher Frauen von Hohepriestern der Gewalt die Schädel abhacken läßt. Einmal werden Archäologen auch unsere Zeit erforschen.

Wissenschaftliches Kaleidoskop

Italienische Wissenschaftler haben festgestellt, daß der Esel intelligenter als das Pferd ist; Aufgaben, die beiden Tierarten gestellt wurden, wurden von den Eseln schneller und selbständiger als von den Pferden gelöst.

Auch die Krankheiten unterliegen einer Degeneration. Im alten Ägypten war der Schnupfen eine fast tödliche Krankheit, primitive Völker gehen leicht an der Tuberkulose zugrunde; in Europa sind dagegen die Schwitzkrankheit des Mittelalters ganz und die Lepra fast ausgestorben, auch den mittelalterlichen Weistanz kennt man nicht mehr. Sphäris, Diphterie und Grippe lassen an Intensität nach, ebenso die Tuberkulose; bei der asiatischen Pest ist im Gegen-satz hierzu eine Intensitätssteigerung zu beobachten.

Die Todesursachen bei schweren Verbrennungen

Am Pariser Pasteur-Institut sind neue Forschungen über die Todesursachen bei schweren Verbrennungen angestellt worden. Bisher ist man sich über diese Ursachen nicht eindeutig im Klaren. Es gibt unter anderem die Theorie, daß bei Verbrennungen sich im Blut Toxine bilden, die die eigentliche Todesursache darstellen. Durch Zufall hatte sich die Gelegenheit geboten, diese Theorie nachzuprüfen. Einige Kaninchen sind schwer verbrüht worden. Man nahm nun das Blut der verbrannten Tiere und spritzte es Mäusen ein. Die Mäuse gingen daran zugrunde. Diese Erfahrung scheint also die Theorie zu bestätigen.

Aber noch ein wesentlich wichtigeres Experiment ist bei dieser Gelegenheit gemacht worden. Ein Keil der Mäuse ist vor der Blutübertragung narkotisiert worden. Während die nicht narkotisierten Tiere ausnahmslos zugrunde gingen, blieben von den narkotisierten über 60 Prozent am Leben. Man kann sich diese seltsame Tatsache nur dadurch erklären, daß die Narkose die Auswirkung der Toxine, namentlich auf das Nervensystem, paralyisiert. Jedenfalls dürfte diese Erfahrung eine große Rolle in der Therapie schwerer Verbrennungen spielen.

Die Stadt der Königin Zenobia

Das französische archäologische Institut in Istanbul, dessen Mitglieder schon seit längerer Zeit an der Ausgrabung der Ruinenstadt Palmmyra, der einstigen Hauptstadt der Königin Zenobia, arbeiten, haben in letzter Zeit erhebliche Erfolge erzielen können. Unter anderem sind mehrere Tempel ausgegraben worden; ferner wurden zahlreiche Statuen von hervorragendem künstlerischen Wert gefunden; endlich ist eine Reihe von Dokumenten aus der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts entdeckt worden, aus denen hervorgeht, daß Palmmyra unter der Herrschaft der Königin Zenobia eine überragende Rolle als Handelsstadt im Nahen Orient gespielt haben muß.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplice-Schönbau, SCHACHAUFGABE Nr. 291, Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen, (Original.)

Schwarz: Kd8, Te8, h8, Lg3, Sd5 Be3. (6)



Weiß: Kb3, Db4, Lb8, h3, Be6, (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 288: Sb5-d4f

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schindler Robert, Habl Erwin, Hofeld Otto, Chmielek Teo, Freundl Anton, König Anton, Lohmüller Hans, sämtlich Nosteritz; Siska Tomáš, Prag; Sturm Heinrich, Brünn; Dinebier Emil, Tetschen; Strache Karl und Strache Rudolf, Großsriesen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Richter Karl, Politz a. E.; Schöffel Anton, Schöbritz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Koukal Eduard, Trupschitz; Walter Ludwig, Robek Franz, König Anton, sämtlich Kwitkau; Tessa Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Trltsch Gustav, Wisterschan.

PARTIE Nr. 106.

Sizilianisch.

Gespielt zum III. Bundesturnfest in Komotau im Wettkampf DTJC. gegen Ungarn. 4. Brett.

Dr. Rusý V., Pilsen.	Sipos, Budapest
1. e2-e4	c7-c5
2. Sg1-f3	Sb8-c6
3. d2-d4	c5xd4
4. Sf3xd4	Sg8-f6
5. Sb1-c3	e7-e6
6. Sd4xc6	b7xc6
7. e4-e5	Sf6-d5
8. Sc3-e4	Lf8-e7
9. Lf1-d3	Dd8-c7
10. f2-f4	Le7-h4
11. g2-g3	Lh4-e7
12. Dd1-g4	Weiß bereitet den Vormarsch des h-Bauern vor.
13. Lc1-d2	g7-g6
14. e5xf6 e. P.	f7-f6
15. Se4xf6+	Sd5xf6
16. c2-c3	Le7xf6
17. b2-b3	Tab8-b8

Beide spielen auf Angriff, ohne Rochade.

17. Dg4-f3?	Dc7-a5
18. Tal-d1	Tb8xb3
19. Ld3-c4	Da5xa2
20. Le4xb3	Lc7-a6
21. Ke1-f2	Da2xb3
22. Td1-b1	La6-c4
23. Df3-e3	Db3-c2
24. Tl1-c1	Lc4-d5
25. c2-c4!	De2-f5
26. c4-c5	Ein guter Zug, aber erzwungen, es droht Dh3.
27. c4x5	Df5-e4
28. Tbl-b9	Lf6-d4
29. Tb8xb8	Ke8-f7
30. Ld2xe3	Ld4xe3
	De4xd5

Ein schweres Endspiel und zugleich die Entscheidungspartie des Wettkampfes.

31. Th8xb7+	Kf7-f6
32. g3-g4	Dd5-a2
33. Kf2-g3	Da2-b3
34. Tc1-e1	d7-d5
35. Kg3-f2	ce6-c5
36. g4-g5+	Ke6-f5
37. Th7-f7+	Kf6-e4

und Schwarz gibt auf. Entnommen „Nová doba“, Pilsen.